

Bezugspreis  
Für das halbe Jahr 2,50 Mark  
Für das ganze Jahr 4,50 Mark  
Für den Einzelheft 1,50 Mark



Inzeger-Gebühren  
Für die fünfzigsten Zeitungsblätter oder deren Zahl  
für alle 15 Pfenning, sonst 20 Pfenning.  
Redaktionen im Verlag der Anstalt die Zeit  
40 Pfenning.  
Anzeigen-Annahme bei der Expedition und allen Anzeigen-  
Erpeditionen.  
Gesamtpostverteilung mit Berlin, Leipzig, Magdeburg, etc.  
Preiszahl Nr. 156.

# Die Zeitungs-Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 299. — Jahrg. 190. Halle a. S., Donnerstag 30. Juni 1898. Redaktion v. Expeditor: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. Berliner Postamt: Postamt SW, Postfach 2.

### Deutsches Reich.

**Zur Trauung des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein** löst sich die „Germania“ aus Neuen aus Koburg verziehen, daß dort von der Trauung der Prinzessin Dora mit dem Prinzen in der katholischen Pfarrkirche nichts bekannt sei. Eine amtliche Mitteilung ist trotz dieser Nachricht bringend erwünscht.

**Prinz Waldemar** wird, wie es heißt, nach Beendigung der „Kaiser-Wochen“ auf dem Schloß „Anhalt“ einziehen, welches dann eine Fahrt nach Petersburg antritt.

**Der Reichskanzler** ist zu Koblenz bei sich gefahren zum Vortrag bei dem Kaiser nach Bad Neuenahr.

**Fürst Bismarck** und die **Wälfen**. In einer Mitteilung aus Friedrichshagen schreiben die „Dresdener Nachr.“ u. a.:

Die durch das letzte Zusammenfallen der Deutschen erzielte Niederlage der Polen ist das einzige Moment, welches dem Fürsten hinsichtlich der diesmaligen Reichstagswahl eine Gewissung gewährt hat. Im Uebrigen hat ihn einerseits das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen, andererseits die Tatsache, daß die Regierung zur Durchbringung ihrer Entwurfs nicht wie vor auf den guten Willen des Centrums angewiesen ist, wenig beirrhrt. Nach privaten Äußerungen hätte er die Partei gerade in der kommenden Tagung, in welcher die Entwurfs des Reichs mit Bezug auf unsere innere Politik zur Förderung gestellt werden sollen, für einen Uebelsand, daß bei dem bestehenden drei großen Kampfwegen, die parlamentarische Wege fortgesetzt ungewiß bleibt und daß auf eine friedliche Wehrkraft für oder wider nicht zu rechnen sei. — Das also, an Stelle der Politik der großen Gesichtspunkte aus in den kommenden fünf Jahren immer nur „von Fall zu Fall“ verhandelt und „es handelt“ werden muß.

**Der künftige Reichspräsident.** Die „Germania“ schreibt in ihrer letzten Abendausgabe, daß das Centrum als stärkste Partei des Reichstages wieder die Stelle des ersten Präsidenten zu belegen haben werde und daß, da Herr v. Bülow dem neuen Parlament nicht mehr angehört, die Annahme nahe liegt, Graf v. Helldorf werde von seiner Partei als erster Präsident in Vorschlag gebracht werden. — Wir haben schon vorgewarnt auf diese Continuität hingewiesen.

In dem letzten Verordnungsabschnitt haben den preussischen Reichstag vornehmlich Finanz- und wirtschaftspolitischer Natur beschäftigt. Die Neuordnung der Steuerpflichtener, der Kosten der freiwilligen Gerichtsbarkeit und der Notariatsgebühren, das Staatschuldenkontingenzgesetz, die Konkordierung der 4. Anleihe, die Aufhebung des Dienstentkommens der Beamten, Geistlichen und Lehrer, die Errichtung der Zentralgenossenschaftskasse, Revision des Handelsstammengesetzes, das Auerbengesetz, die Eisenbahnfragen u. a. m. haben Zeit und Kraft der Vollstreckung in erster Linie in Anspruch genommen und es ist auf diesen Gebieten eine Reihe von wichtigen gesetzgeberischen Früchten geerntet worden. In dem bevorstehenden Verordnungsabschnitt werden dagegen die Finanzen der inneren Verwaltung, mehrere eines größeren Raums einnehmende und schwierige Aufgaben, welche bisher trotz ihrer augenfälligen Dringlichkeit noch nicht properly erschienen, zur Lösung gestellt werden. Dies gilt in erster Linie von der Befreiung derjenigen Abgaben, welche sich aus dem engen Zusammenhange der Reichshauptstadt mit ihren einen immer großstädtischeren Charakter annehmenden Vororten bei getrennter Verwaltung entstehen.

Diese oft belagerten Abstände hatten bekanntlich zunächst zu dem Plane, das einen glänzenden Zusammenstoß der nächsten Woche in Berlin bei einer letzten kommunalen Vereinigung beider zu einem „Großberlin“ geführt. Der erste Plan ist jetzt als ganz unauflösbar erwiesen. Der Gedanke der Herstellung eines Zentralverbandes für gewisse einzelne Bezirke des Gemeinwesens zwischen Berlin und einen großstädtischen Nachbarorten eine Zukunft habe, steht auch noch sehr dahin. Nur darüber besteht ein einig großer Raum einmündigen und schwierige Aufgaben, welche bisher trotz ihrer augenfälligen Dringlichkeit noch nicht properly erschienen, zur Lösung gestellt werden. Dies gilt in erster Linie von der Befreiung derjenigen Abgaben, welche sich aus dem engen Zusammenhange der Reichshauptstadt mit ihren einen immer großstädtischeren Charakter annehmenden Vororten bei getrennter Verwaltung entstehen.

Die Konzentration aller Zweige der Polizei in diesen Bezirken unter dem Polizeipräsidenten von Berlin, durch welche allein betriebende Zustände herzustellen sind, läßt sich nicht ausschließlich im Wege

der Verwaltung und des Etats durchführen; es bedarf dazu des Einschreitens der Gesetzgebung, und es dürfte daher der nächste Landtag sich schon in seiner ersten Tagung mit einer entsprechenden Vorlage zu beschäftigen haben.

Eine Verbesserung der **Reichstagswahlstatistik** scheint angebahnt zu werden. Die Wahl-Kommissionen sind nämlich angewiesen, dem Statistischen Amt — außer der bis bisher sofort einzuschickenden Gesamtübersicht für den Wahlkreis — mindestens zehn Tage nach Vornahme der Hauptwahl (eigener Wahl, Neuwahl, Ersatzwahl) eine Übersicht für den ihnen für die Neuwahlstatistik aufzustellenden Gesamtzusammenstellung der Wahlmengen-Ergebnisse aus sämtlichen Wahlbezirken zu liefern, und zwar unter Aufschreibung der Stimmen für die einzelnen Kreise (Oberämter der hohen- und niedrigen Kreise), sowie für die mehrere Wahlbezirke umfassenden Stadt- und Landgemeinden.

Der sehr erklärliche Entschluß des Vorliegenden des nordhannoverschen Reichs des deutschen Kriegerverbands, Generalleutnant a. D. v. Schmidt, wegen des Eintretens zahlreicher Angehöriger der Kriegerverbande für westliche und sozialdemokratische Reichstagskandidaten keinen Vorzug niederzulegen, hat die übrigen Mitglieder des Vorstandes zur Veröffentlichung folgender Erklärung veranlaßt:

„Dem offenen Brüche des bisherigen Vorstehens des Nordhann. Kriegsv. v. Schmidt des Herrn Generalleutnants a. D. v. Schmidt gegenüber steht sich der schließliche Bestand des Reichs in seiner heutigen Stellung vor der Erklärung veranlaßt, daß er von dem Inhalt des Bruches vor seiner Veröffentlichung keinerlei Kenntnis gehabt hat und einer solchen seine Zustimmung nicht erteilt haben würde, da derselbe geeignet war, politische Erwägungen in die Bereiche hineinzufragen in einer Weise, welche den Erwägungen des deutschen Kriegerverbands zuwiderläuft, daß er im Uebrigen voll und ganz auf dem Standpunkt seines früheren Bestehens steht, ein alter Krieger dürfe unter keinen Umständen direkt oder indirekt die Wahl eines Feindes oder Sozialdemokraten unterstützen, und daß endlich ihm die geübte Kritik der freikämpfigen Partei sachlich nicht gerechtfertigt erscheint.“

Es ist selbstverständlich, daß Derjenige, welcher direkt oder indirekt antinationale Elemente unterstützt, nicht mehr werth ist des Rades unseres Königs. Wesen und Sozialdemokraten sind aber antinational. Wer ihnen zugewandt seine Hilfe leiht, ist daher aus den Kriegerverband ausgeschlossen.

**Kriegervereine**, welche um die Genehmigung zur Fahnenführung oder um die Verteilung einer Fahne oder eines Fahnenbandes einkommen, setzen oft den Tag der Fahnenweihe zu hoch vorher fest. Es folgt die Entscheidung nicht so schnell, als die Vereine annehmen — dieser Fall tritt wegen notwendiger Sanitätsverordnungen und sonstiger Verhandlungen recht häufig ein. Es ist daher für die Vereine Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten. In den erwähnten Fällen empfiehlt es sich daher nicht, wegen der Zeit der zu veranfaßten Feier Bestimmung zu treffen, bevor nicht über die gestellten Anträge Entscheidung getroffen worden ist.

Der großherzoglich hessische Staatsminister Finger soll, wie ein Bericht wissen will, am 1. Juli d. J. zurücktreten.

Oberlandesgerichtsrath v. **Buesan** in Marinerode ist, wie das „Reichs-Ltbl.“ erzählt, an Stelle des Reichsgerichtsrath Dr. **Maffow** zum Reichsgerichtsrath vom 1. Juli ab ernannt worden.

In einer durch die Presse gehenden Mitteilung über Einzelheiten aus der künftigen **Verwaltungsreform** wurde die Änderung in der **Rechtsprechung** der **Rechtsprechung** besprochen und dabei erwähnt, daß die **Rechtsprechung** in Preußen und Oberbayern finanziell am schlechtesten gestellt sei. Das ist bezüglich Oberbayern ein Irrthum. Im Gegentheil, Oberbayern befindet sich gegenüber anderen Anhalten in einer verhältnismäßig günstigen Lage. Nach den amtlichen Ausweisen über die Vermögensverhältnisse der Verwaltungsstellen für das Jahr 1896, das letzte, für welches bezügliche Zahlen bekannt gegeben sind, verfiel die Anzahl Oberbayern über ein Vermögen von 10,6 Millionen, während der Kapitalvertheil der auf sie entfallenden Alters- und Invalidenrentenanteile 6,4 Millionen ausmachten. Die Anzahl bair. Beamten ein Vermögen, das noch mit mehr als 6 Millionen die Rentenverpflichtungen der Zukunft hinausging. Davon stehen die Verhältnisse der Anzahl Opreußen wesentlich ab. Bei ihr betrug zu dem angegebenen Zeitpunkt das Vermögen 7,3 Millionen und der Rentenkapitalvertheil 16,2 Millionen, also mehr als das Doppelte des Vermögens. In einer ähnlichen Lage wie Opreußen befindet sich eigentlich nur noch **Wiederauern**, bei dem ein Vermögen von 2,7 Millionen Mark ein Rentenkapitalvertheil von 4,2 Millionen Ende 1896 gegenübersteht. Um diese beiden Anhalten handelt es sich demnach hauptsächlich, wenn die Änderung in der Verteilung der Rentenart in Frage kommt. Ein nur um ein geringes über den Rentenkapitalvertheil hinausgehendes Vermögen besitzen Ende 1896 die Anhalten **Bozen**, **Dorpflatz**, **Oberfranken** und **Unterfranken**. Für sie spielt die andere Verteilung der Rentenart gleichfalls eine wichtige Rolle.

Nach dem **Gesetzgebungsbericht der preussischen Centralgenossenschaftskasse für 1897/98** stand sie am 1. April 1899 mit 42 Verbandstafeln in Verbindung. Einer Verbandstafel hat sie den Geschäftverkehr gekündigt. Seit dem 1. April haben noch 7 neue Verbandstafeln Verträge mit der Centralstafel

angeknüpft. Außerdem unterläßt sie mit 7 landesherrlichen Darlehnskassen Beziehungen. Der Gesamtumfang belief sich auf 1.987.852.162 Mark. Der Geschäftsumsatz betrug 902.408.000 oder 4.512 v. H. der Reinerträge 747.158.000 oder 3.735 v. H. des Grundkapitals. Ein Fünftel davon dient als Reservefonds, ein Fünftel zur Vergütung der Beamten, so daß die Einlagen des Staats (30 Millionen) mit 2.988 v. H. vergrößert werden.

Die **Beschlüsse des Reichstages** sollen, wie man der „Abm.“ mitteilt, früher veröffentlicht werden. Da die Sache an den Reichsanwalt geht, um gefällig vom Reich weiter behandelt zu werden, so dürfen dem Brauche gemäß, der zwischen den Behörden besteht, solche Sachen nicht früher veröffentlicht werden, als in diesem Falle dem Reichsanwalt vom preussischen Ministerium die Beschlüsse mitgeteilt sind.

**Ein contra Bebel.** Die Arbeitslosigkeit der Arbeiter ist gegen den Reichstagsabgeordneten Bebel, welche heute vor dem Schöffengericht zur Verhandlung stand, wurde vertagt, da noch weitere Bezeugen vernommen werden sollen.

Es ist Klage darüber geführt, daß **geschlossene Schussfesselschlagungen** während der Nacht nicht ausreichend beachtet werden und daß dadurch Personen und Fahrwerke zu Schaden gekommen sind. Hierzu führt die „D. C.“ halboamtlich aus:

Diese namentlich aus Radfahrereisen erhobene Klage erscheint nicht unbegründet. Die **Gauferpolizeibehörden** sind daher angewiesen worden, für eine ausreichende Bekämpfung geschlossener Schussfesselschlagungen während der Zeit der nächtlichen Dunkelheit und zwar zunächst in der Weise zu sorgen, daß die Schlaßbügel in ihrer ganzen Ausdehnung von Weitem deutlich erkennbar sind.

Die **Central-Moor-Kommission** beruht in den Tagen vom 20. bis 22. Juni unter Führung ihres Vorsitzenden, des Unterstaatssekretärs **Steinberg**, einige größere nordwestdeutsche Hochmoorgebiete. Das außerordentlich reichliche, den vorliegenden Verhältnissen überaus auf das Entschiedenste Rechnung tragende, dabei, wie das Gewässer ihrer Moorabflüsse erkennen läßt, höchst erfolgreiche Vorgehen der Oberbaurigen Kanal- und Moorverwallung fand den berechtigten Beifall der Kommissionsmitglieder, die außerdem durch die in ihrem Ermessen getroffenen unglücklichen und lebenswichtigen Maßnahmen auf das Auserordentlich beachtet wurden.

Eisernen Vernehen nach hat es sich bei dem Konfessionsgleich, welches nach den dringlichen Notizen, die officios über die Tagung des **Auswanderungsbeiraths** verbreitet werden, am Montag von dem letzteren beraten worden ist, um ein Unternehmungen gehandelt, welches die Förderung der **deutschen Auswanderung nach Süd-Brasilien** im Auge hat. Der Beschluß des Beiraths miteilt die Genehmigung des Bundesraths. Die Förderung der Auswanderung nach Süd-Brasilien ist bekanntlich schon bei der Verhaltung des Auswanderungsgesetzes im Reichstage als eines der nächstliegenden Ziele der deutschen Auswanderungspolitik hingestellt worden, und die längst erfolgte Ernennung von mehreren Berufsstellen dortselbst dürfte nicht außer Zusammenhang damit stehen.

### Die Kieler Kaiserfeier.

Der Kaiser verweilte gestern Nachmittag einige Zeit auf der englischen Yacht „Rainbow“, nahm darauf am Tennisplatz in der Marineakademie Theil und kehrte um 6 Uhr nach der „Hohenzollern“ zurück. Gegen Abend begab sich Se. Majestät wiederum nach der Marineakademie, besichtigte zunächst die dort aufgestellten historischen Sammlungen und nahm sodann im Vestibül eigenhändig die Preisvertheilung für die bisherigen Regatten der Kieler Woche vor. An dem hoch ansehnlichen Diner im Kaiserlichen Jagdschlößchen nahmen Theil der Erbprinz von Oldenburg, der Fürst von Schaumburg-Lippe, Herzog Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein, der Fürst von Monaco, viele Admirale und die Mitglieder des Klubs.

Die Resultate der **Seeregatta Kiel-Fehmarn** vom 23. Juni sind folgende: In Klasse I erhielt die **Yacht des Kaisers „Meteor“** den 1. Preis, in Klasse II „**Commodore**“ (Kontre Admiral Baranbon) den 2. Preis, in Klasse III „**Arcturion**“ (Vize-Admiral) den 3. Preis, in Klasse IV „**Arcturion**“ (Vize-Admiral) den 4. Preis, in Klasse V „**Arcturion**“ (Vize-Admiral) den 5. Preis, in Klasse VI „**Arcturion**“ (Vize-Admiral) den 6. Preis, in Klasse VII „**Arcturion**“ (Vize-Admiral) den 7. Preis, in Klasse VIII „**Arcturion**“ (Vize-Admiral) den 8. Preis, in Klasse IX „**Arcturion**“ (Vize-Admiral) den 9. Preis, in Klasse X „**Arcturion**“ (Vize-Admiral) den 10. Preis.

In dem gestrigen **Danicaus Eckersförde** am 28. Juni nahmen 15 Yachten Theil. Bei starkem Südwind und anhaltendem Regen entspann sich ein harter Wettkampf zwischen den Yachten „Meteor“ und „Rainbow“. Letztere verlor am 12. Uhr das Ziel, während „Meteor“ mit dem Kaiser am Bord 4 Minuten darauf durchs Ziel ging. Die „Hohenzollern“ mit der Kaiserin verlor um 12 Uhr die Yacht. Die Yacht Ihrer Majestät, „Duna“, gewann den Krupp-Preis.



...einer ... die ...

waren bis auf den letzten Tag gefüllt, ohne daß der Nachzug nach ...

... der ...

Landwirthschaftlicher Bauernverein des Saalkreises.

Unser Landwirthschaft hat in letzter Zeit Glück mit dem Wetter. Der langere Regen hat die Früchte zum Reife gebracht, so daß schon in kurzer Zeit die Ernte beginnen kann, und als es sich allmählich zu klären beginnt, so werden die Früchte zum Reife gebracht, so daß schon in kurzer Zeit die Ernte beginnen kann...

Getreidepreisen zu sinken, die kaum die Selbstkosten decken. Die Konsumtion des Weizens und der Getreidearten im In- und Auslande ist im Vergleich mit dem Vorjahre ein sehr bedeutendes Bistien er auseinandergerückt. Gegenwärtig vor allem die durch den Weg der Selbstkosten, welchen die Landwirthe durch Einführung der Preisreduktionen der Landwirthschaftskammer, welche jetzt nach einem Theile der Agrikulturregierung als amtliche Stellen, befristet hätten. Auf der beengten Bahn muß man vorwärts streifen und ein Jeder müsse hier hülfele Hand bieten. Sodann kam der Reiner zu sprechen und legte die natürlichen und künstlichen Gründe für die Preisreduktion dar. Wenden erster in der allgemeinen Meinung des vergangenen Jahres, sowie in den geringen fahrbaren Vorräten zu suchen sind, befinden letztere in den überhöhten Spekulationsmaßnahmen einiger Chicagoer Weisenfirmen. Gerade die Wirkung dieser für Deutschland durch das Verbot des befristeten Terminhandels abgelenkt worden. Eine gewisse Statistik und die hier Getreidepreise durch den Landwirthschaft überwiegen eine gewisse Sicherheit gebe, die zugleich die gegen früher zurückgegangene Produktion des Getreides bezeugen, müsse unter allen Umständen erzielt werden. Nicht umsonst führen uns die italienischen Brodtraktanten von Neuen die folgenwerthe Lasten vor Augen, daß Europa im Allgemeinen die Getreidepreise zu sinken, so daß die Getreideproduktion abhänge lie. Deshalb ist es die Pflicht der Regierung und muß es das Streben jedes um das Wohl unseres Volkes beorgten Mannes sein, dafür zu sorgen, daß die Landwirthschaft, die noch immer die festeste Stütze unseres Vaterlandes gewesen ist, nicht weggeführt, sondern von Neuem gestärkt werden könne. Bei dem hoch ansehnlichen Festmahle sprach Herr Welfe das beglückte aufgenommene Kaiserthum ab, während Herr Wallberg die Wünsche auf die Damen und Herr Hubbe-Rastemann auf die Kugel toaste, in deren Namen Herr Dr. Jürgen dankte. Ein frühliches Langenangehen hielt die alte und die junge Welt noch bis zur frühen Morgenstunde zusammen.

Schwurgericht zu Halle a. S.

2. Halle, 29. Juni. (Stiftsgerichtsverfahren.) Für den heutigen Sitzungstag waren folgende beide Sachen zur Verhandlung angesetzt: 1. wider den Geschäftsführer Gottfried Rohberg als Geschäftsführer, zu Treiben bei Cönnern am 25. März 1856 geboren, wegen verurtheilter Mordthat; 2. wider den Grubenarbeiter Anton Omnicione aus Grube Hermann bei Bitterfeld, gehörig in Wustfeld-Polen, 32 Jahre alt, unverheiratet, wegen fahrlässiger Verletzung und verurtheilter Mordthat.

Das Gerichtshof bildeten die Herren Landgerichts- Rath Döchner, Vorsitzender, Landgerichts-Rath Kaiser und Amtsrichter Braun, Beisitzer. Die Anklage vertrat Herr Staatsanwaltschafts-Rath Hoffmann den Angeklagten Rohberg vertretende Herr Rechtsanwalt Giese, den Angeklagten Herr Rechtsanwalt Giese, den Angeklagten Herr Giese vertretende Herr Anwalt Herr Giese. Die Verhandlung wurde durch den Vorsitzenden eröffnet, worauf der Angeklagte Rohberg die Anklage bestritt. Der Angeklagte Omnicione wurde durch den Vorsitzenden vernommen und erklärte, daß er die That nicht verübt habe. Die Verhandlung wurde durch den Vorsitzenden geschlossen.

Wasserstände (+ bedeutet über, - unter Null.)

Table with columns for location (e.g., Halle, Magdeburg), date (28. Juni, 29. Juni), and water level (+ or -). Includes sub-tables for 'Saale und Unstrut' and 'Elbe'.

Volkswirthschaftlicher Theil.

Halle, 29. Juni. In der heute Vormittag abgehaltenen Konferenz der Mitglieder des Kalifornienvereins sind die Anforderungen der anhaltischen Regierung dadurch ausgeglichen worden, daß das preussische Fiskalwesen in Gruppe 1 und 2 je drei Laubthaler und in Gruppe 3 zusammen sieben Laubthaler von ihren Antheilen an Anhalt abgibt. Das anhaltische Fiskalwesen wird danach an Gruppe 1 und 2 mit je 119 Laubthaler, an Gruppe 3 mit 120 Laubthaler und an Gruppe 4 mit 110 Laubthaler besteuert sein.

Wiedermärkte.

Berlin, 29. Juni. (Wiedermärkte.) Es fanden zum Verkauf: 378 Rinder, 2176 Schafe, 1410 Schafe, 8239 Schweine. Rinder: A. - B. - C. - D. 46-48 A. Bullen: A. - B. - C. - D. 47-50 A. B. 43-45 A. Rinder: A. - B. - C. - D. 55-60 A. B. 53-55 A. b. 42-45 A. b. Schafe: A. - B. - C. - D. 54 A. B. C. 53-54 A. D. 51-52 A. B. 48-50 A. Vom Rinder auftrieb blieben ungefähr 60 Stück unverkauft. Der Rinderauftrieb gestaltete sich ruhig. Die Schafe wurden etwa 900 Stück verkauft. Der Schweinerauftrieb verlief ruhig und wurde grünet.

50 Schafe mit der Bahn verführt, ferner blieben nicht 20 Rinder und 120 Schafe, sondern 9 Rinder und 131 Schafe unverkauft. ...

Marktberichte.

Central-Stelle der Preussischen Landwirthschaftskammern. Notizungs-Blatt. 29. Juni 1858.

Table with columns for location (e.g., Mittelmarkt, Preignitz, Weimar, Naumburg) and prices for various goods like wheat, rye, and oats.

auf Grund heutiger eigener Vertheilung, in Markt per Tonne, einfaßl. Frucht, Hölz und Eisen, aber ausf. der Qualitäten Unterbreitet.

Table listing prices for various goods like wheat, rye, and oats, with columns for location and price.

Wasserstände (+ bedeutet über, - unter Null.)

Table with columns for location (e.g., Halle, Magdeburg), date (28. Juni, 29. Juni), and water level (+ or -). Includes sub-tables for 'Saale und Unstrut' and 'Elbe'.

Wiedermärkte.

Berlin, 29. Juni. (Wiedermärkte.) Es fanden zum Verkauf: 378 Rinder, 2176 Schafe, 1410 Schafe, 8239 Schweine. Rinder: A. - B. - C. - D. 46-48 A. Bullen: A. - B. - C. - D. 47-50 A. B. 43-45 A. Rinder: A. - B. - C. - D. 55-60 A. B. 53-55 A. b. 42-45 A. b. Schafe: A. - B. - C. - D. 54 A. B. C. 53-54 A. D. 51-52 A. B. 48-50 A. Vom Rinder auftrieb blieben ungefähr 60 Stück unverkauft. Der Rinderauftrieb gestaltete sich ruhig. Die Schafe wurden etwa 900 Stück verkauft. Der Schweinerauftrieb verlief ruhig und wurde grünet.

Wasserstände (+ bedeutet über, - unter Null.)

Table with columns for location (e.g., Halle, Magdeburg), date (28. Juni, 29. Juni), and water level (+ or -). Includes sub-tables for 'Saale und Unstrut' and 'Elbe'.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

DFG





[Nachdruck verboten.]

## Hinaus in die Welt.

16]

Roman von D. Elſter.

„Steigen Sie ein, Fräulein Milly,“ rief die Gräfin dieſer zu. „Wir wollen nach dem Bahnhof fahren, um von meinem Neffen Abſchied zu nehmen. Sie brauchen ja nur den Hut aufzuſetzen . . . kommen Sie raſch, der Zug fährt in einer Viertelſtunde.“

Milly nahm Hut und Handschuhe und ſtieg zu den Damen ein. Der Wagen rollte davon. Die Rätſin ſah ihm, verſteckt hinter den Gardinen, nach, bis er um die nächſte Biegung der Straße verſchwunden war. Dann trat ſie aufathmend in das Zimmer zurück. Gottlob, daß die Damen nicht in das Haus gekommen waren; ſie ſowohl wie Grete befanden ſich nicht in der Verfaſſung, um ſolch' vornehmen Beſuch empfangen zu können.

Graf Buſſo erwartete die Damen bereits auf dem Bahnhof. Als er Milly mit ihnen in dem Wagen ſitzen ſah, glitt ein freudiger Schein über ſein ſchönes, blaſſes Geſicht, und er hob grüßend den Hut empor. Als der Wagen hielt, wollte er den Damen heraus helfen, aber Komteſſe Gertrud ſprang eilig zur Erde und wandte ſich haſtig an ihren Vetter. „Buſſo,“ rief ſie freudeſtrahlend, „Fräulein Milly hat eingewilligt, ſie wird mit uns nach Berlin kommen.“

In Buſſos Augen blikte es auf. „Wirklich, gnädiges Fräulein? Ah, das freut mich — um Gertruds willen . . .“

Milly ſenkte das Auge vor ſeinem heißen, dankbaren Blick. Das Blut wallte ihr zum Herzen. Zum erſten Mal in ihrem Leben fühlte ſie ſich ſchuldig.

Man begab ſich auf den Bahnſteig. Der Zufall fügte es, daß die Gräfin mit Gertrud voranging und Buſſo mit Milly durch das Gedränge der Reiſenden von ihnen getrennt wurden.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Milly,“ ſagte er leiſe zu ihr, und ſeine Stimme klang wieder ſo weich und innig, wie am geſtrigen Abend, daß ihr Herz aufs Neue erbebte. Doch zwang ſie ſich zur Ruhe und ſah ihm feſt in das Auge.

„Weſhalb danken Sie mir?“ fragte ſie in beſtimmtem Tone.

„Daß Sie mir vergeben haben . . .“

„Ich, Herr Graf . . .“

„Glauben Sie mir, Fräulein Milly, ich habe ſeit geſtern Abend bittere Stunden der Reue verlebt. Ich habe taſtlos gehandelt und ich fürchte, Sie könnten mir niemals vergeben. Und nun kommen Sie zu uns — ich werde Sie wiederſehen . . . Ach, Fräulein Milly, ſo muß einem begnadigten Sünder zu Sinn ſein.“

„Ich bitte, Herr Graf . . .“

„Nein, nein, fürchten Sie nichts. Aber gut Freund wollen wir bleiben — nicht wahr, Fräulein Milly?“

Es leuchtete ein ſo warmer, ehrlicher Schein in ſeinem Auge und ſeine halb ernſthafte, halb ſcherzhafte geſprochenen Worte klangen ſo bittend, ſein Lächeln hatte einen ſo eigenen ſeltſamen

Ausdruck, daß ſie es nicht über's Herz gewinnen konnte, ihm ihre Hand zu verweigern. Langſam legte ſie ihre Hand in ſeine Rechte, die ſich mit warmem, feſtem Druck ſchloß. „Ich danke Ihnen, Milly . . .“

Komteſſe Gertrud drängte ſich durch die Menge.

„Wo bleibt Ihr denn? Mama ſteht ſchon am Zuge.“

„Ich erwartete meinen Gepäckschein noch. Jetzt bin ich fertig.“

Graf Buſſo bahnte den beiden Damen einen Weg durch das Gedränge der Reiſenden und eilte auf ſeine Tante zu, die wartend an einem Coupee erſter Klaſſe ſtand.

„Faſt wäreſt Du zu ſpät gekommen, lieber Buſſo.“

Der Graf lachte. „Das wäre das erſte Mal in meinem Leben geweſen, liebe Tante.“

Die Schaffner ermahnten zum Einſteigen. Buſſo küßte ſeiner Tante die Hand, ſeiner Couſine die Wangen und reichte mit ehrerbietigem Gruß Milly die Hand.

„Auf Wiederſehen in Berlin!“ rief er und ſprang in das Coupee, deſſen Thür der Schaffner ſchloß.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Buſſo lehnte zum Coupee-fenſter hinaus und ſchwenkte den Hut, während die Gräfin und Gertrud mit den Taſchentüchern winkten. Milly ſtand regungslos da, das ſtarre Auge auf den mehr und mehr entſchwindenden Zug gerichtet. Die Luft ſtimmerte vor ihrem Blick; wie durch einen Nebelſchleier ſah ſie das Geſicht des Grafen, aber wie zwei leuchtende Sterne blikten ihr die dunklen Augen Buſſos zu.

Jetzt ward der Zug durch eine Kurve ihren Blicken entzogen und verſchwand im nächſten Augenblick hinter Bäumen und Büſchen.

Milly athmete auf, wie von einem Apdruck befreit.

„Ich bedaure wirklich, daß Buſſos Urlaub bereits zu Ende iſt,“ ſprach die Gräfin. „Er iſt ſtets ſo luſtig und unterhaltend, nicht wahr, Gertrud?“

„Ja, Mama — Buſſo iſt mir der liebſte von allen jungen Herren, die ich kenne.“

„Das will ich vorläufig auch noch hoffen,“ lachte die Gräfin und wandte ſich zum Gehen. „Sie werden uns doch begleiten, mein liebes Fräulein?“ fragte ſie dann Milly. „Ober ſollen wir nochmals bei Ihren Eltern vorfahren?“

Milly dachte an die fragwürdige Toilette ihrer Mutter und entgegnete, daß es nicht nöthig ſei; ihre Eltern erwarteten ſie wohl kaum zurück.

„Nun, ſo wollen wir eine Fahrt durch das Mühlenthal machen,“ meinte die Gräfin und gab dem Kutſcher die nöthigen Aufträge.

Die Fahrt durch den tauſchenden grünen Wald beruhigte die erregten Nerven Millys und ſie gewann ihre volle Ruhe und Klarheit wieder. Die Würfel ihres Lebens waren gefallen; ſie konnte nicht wieder zurück und mußte weiter auf dem einmal eingeſchlagenen Weg. Zuweilen wollte ſie eine gewiſſe Bangigkeit beſchleichen, wenn ſie in das ruhige, vornehme Antlitz der Gräfin ſah, die bei all ihrer Liebendwürdigkeit doch ſtets die Entfernung zwiſchen ſich und der unter ihrem Stände

stehenden Welt zu beobachten wußte. Gerade aus dem Stolz der Gräfin auf ihre Stellung, ihre Familie und ihren Rang entsprang ihre Lebenswürdigkeit, diese Freundlichkeit gegen niedriger Stehende. Sie vermochte sich nicht zu denken, daß Einer dieser sozial unter ihr Stehenden in ihre Kreise als gleichberechtigtes Wesen einzubringen die Kühnheit haben sollte oder daß ein Mitglied ihrer Familie sich mit jenen untergeordneten Menschen auf gleiche Stufe stellen konnte. Deshalb fand sie es ganz ungefährlich, gegen diese eine Freundlichkeit zu zeigen, welche man in ähnlicher Art wohl einem hübschen Hunde, Pferde oder Papageien erweist. Dazu besaß die Gräfin ein weiches, mitleidiges Herz, half gern Armen und Unglücklichen und unterstützte junge Künstler und Künstlerinnen in der selbstlosesten Weise. Kurz, sie war eine wirklich vornehm denkende Dame der großen Welt und setzte diese vornehme Gesinnung auch bei allen anderen Standesgenossen voraus, solange sie nicht von dem Gegentheil strikte Beweise erhielt. Sie begriff nicht, wie man anders denken konnte und war von einem Vertrauen gegen ihre Umgebung erfüllt, welches schon oft gemißbraucht worden war.

Nach einer Fahrt von einer Stunde schimmerte das rothe Dach der „Waldmühle“ durch die Büsche.

„Ah, da ist ja die Waldmühle,“ sagte die Gräfin lächelnd, „in der sich unser berühmtes Sommertheater befindet. Ich war noch niemals dort. Ich bin neugierig, wie es dort aussieht. Rutscher, fahren Sie nach der Waldmühle. Wir können ja dort ein Glas Milch trinken,“ wandte sie sich gleichsam entschuldigend an Milly.

Diese empfand ein gewisses Mißbehagen bei dem Gedanken, in der Waldmühle einzufahren, wo, wie sie wußte, um diese Stunde die Proben abgehalten wurden. Vielleicht traf man mit Jenny zusammen und Milly fürchtete sich vor dem spöttischen Blick der lecken Augen der Freundin.

Aber sie mußte sich dem Wunsche der Gräfin fügen. So verließ man denn vor dem Garten den Wagen und begab sich auf die Veranda des Gasthauses. Ein ziemlich schön aussehender Kellner fragte nach den Wünschen der Damen und brachte nach einiger Zeit drei Glas Milch.

In dem einen Glase zappelte eine Fliege.

„Ah,“ machte die Gräfin und ein Ausdruck des Widerwillens überzog ihr Antlitz, „sehr appetitlich sieht es hier nicht aus.“

Milly ward roth, als träfe dieser Vorwurf sie selbst. Komtesse Gertrud aber lachte, fischte die Fliege aus der Milch, trank einen herzhaften Schluck und sah sich dann neugierig und belustigt um.

„Dort ist das Theater?“ flüsterte sie dann Milly zu. „Nicht wahr? — Ah, ich ginge für mein Leben gern einmal hinein.“

In diesem Augenblick erkönte Musik und Gesang aus dem Theater.

„Die Probe hat soeben begonnen,“ sagte der Kellner. „Wenn die Herrschaften vielleicht zuschauen wollten . . .“

„Ah ja — bitte, Mama, laß uns einmal einen Blick hineinwerfen,“ bat Gertrud. „Ich habe ein solches Theater noch nie gesehen. Bitte, bitte, liebste Mama.“

Die Gräfin lächelte. „Du wirst sehr enttäuscht sein, mein Kind. Aber wenn Du es so sehr wünschst, begleitet Dich Fräulein Sander wohl hin. Bleibt nur nicht zu lange.“

Komtesse Gertrud sprang empor und zog Milly mit sich fort, ehe diese ein Wort der Erwiderung fand.

Das Sommertheater war ein roh gesimernerter, schmuckloser Holzschuppen mit einem Dach von schwarzer Theerpappe, von dem bei Regenwetter eine zähflüssige schmutzige Masse heruntertropfte. An mehreren Stellen war die Bretterwand zerbrochen,

so daß Wind und Wetter ungehindert Zutritt hatten. Ein mystisches Halbdunkel herrschte in dem Zuschauerraum, der von mehreren Reihen einfacher Holzbänke angefüllt war. Nur die Bühne war ziemlich hell durch zwei Seitenfenster erleuchtet.

Schüchtern blieben Gertrud und Milly an dem Eingang stehen. Auf der Bühne befanden sich etwa ein Duzend männlicher und weiblicher Personen. Direktor Kulecamp leitete von dem seitwärts stehenden Regisseurstuhl aus die Probe. Die Herren wie die Damen sahen in dem hellen Sonnenlicht, das durch die Seitenfenster auf die Bühne fiel, schön genug aus, zumal man sich gar keinen Zwang anthat und die Herren der Wärme wegen in Hemdärmeln agierten. Die Damen trugen zum Theil ihre sehr fragwürdigen Sommerhüte und zerknitterte, schmutzige, schlecht sitzende Kleider. Zum Theil spielten sie auch ohne Hut und das Haar hing ihnen unordentlich um den Kopf. Die durch den Gebrauch der Fettschminke gelb und blaß gewordene Gesichtsfarbe trat in dem hellen Tageslicht noch auffallender wie gewöhnlich hervor.

Man probirte die Offenbach'sche Operette „Die schöne Helena“. Jenny gab die Titelrolle und ein alter, halbbetrunkenen Schauspieler den König Menelaus. Das nur halbbesetzte Orchester spielte so unrein wie nur möglich. Der Direktor Kulecamp schalt und fluchte wie ein Fuhrmann, die Schauspielerinnen lachten und sicherten zusammen. Der halbbetrunkene König Menelaus gab seine Rolle in wahrhaft widerlicher Weise. Ungenirt nahm er die Damen in die Arme, kniff sie in die Wangen und küßte sie. Wenn sich eine der Damen diese Scherze verbat, lachte er laut auf und Direktor Kulecamp rief: „Seid doch nicht so zimperlich! Je toller, desto besser! — Also nochmals das Lied: Menelaus der Gute — laus der Gute — laus der Gute . . .“ und kreischend setzte der Chor ein.

Und schließlich begannen die Damen nach einem kleinen Ranzon zu tanzen, schüttelten die fadencheinigen Röckchen, während die Herren die Glieder wie Hampelmänner vorrenkten.

Mit starren, erschreckten Augen blickte Komtesse Gertrud auf diese ihr unerklärlichen Vorgänge, während Milly sich angewidert vor dem Treiben auf der Bühne abwandte. Also, das war die Kunst, welche sich Jenny erwählt hatte? Ah, wie froh war Milly, nicht in diesen Sumpf hineingerathen zu sein! Wie athmete sie auf, daß sie sich in die reine Luft des vornehmen Hauses gerettet hatte!

„Lassen Sie uns gehen, Komtesse,“ flüsterte sie Milly zu. „Das ist kein Anblick für Sie.“

„Sie haben recht, Fräulein Milly. Das ist ja entsetzlich!“ Sie verließen das Theater und hinter ihnen drein schallte der kreischende Gesang: „Ich bin Menelaus der Gute — laus der Gute — laus der Gute . . .“

Aufathmend begrüßte Milly die reine Luft des Waldes und den goldigen Sonnenschein.

### Dreizehntes Kapitel.

Eine neue Welt eröffnete sich Milly bei ihrem Eintritt in das vornehme und gasfreie Haus der Gräfin Dyckerhoff, in dem nicht nur die erste Gesellschaft Berlins, sondern auch viele Künstler und Künstlerinnen von Ruf verkehrten. Milly genoß in vollen Zügen den berauschenden Becher dieser glänzenden Gesellschaft, zumal sie fast ganz als zur Familie der Gräfin gehörig angesehen und überall eingeführt wurde. Ihre Schönheit sowohl, welche sich unter der Sonne dieser sorgenfreien und glänzenden Verhältnisse auf das Wunderbarste entfaltete, wie auch ihre künstlerische Fähigkeit erweckten das Interesse der Gesellschaft und in den kleineren Zirkeln der Gräfin bildete Milly oft den Mittelpunkt, um den sich Alle, namentlich die Herren, bewundernd schauerten.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

## Zauber der Heimath.

Skizze von Georg Persch.

Er war ein schroffer, unzugänglicher Gefelle. Als wir uns das erste Mal begegneten, hatte er meinen Gruß kaum erwidert, und wir waren doch Landsleute, hatten dieselbe Muttersprache, die freilich selten genug gesprochen wurde, weil sie außer uns niemand im weiten Umkreise verstand.

Und Senor Gustavo Martino that auch Anfangs so, als sei er ein vollblütiger Spaniole und kein „Gringo“.

Aber das mochte mehr Gewohnheit als Absicht sein. Später fiel sogar sein „buenos dias“ fort, und er sagte auf ehrlich Deutsch „guten Tag“!

Von dem Zeitpunkte an wurde er allmählich umgänglicher, und als ihn bald darauf das Fieber überfiel und ich mich seiner christenmännlich annahm, da zeigte er beinahe so etwas wie Dankbarkeit und Freundschaft.

„Werde Ihnen auch bestehen, wenn es Sie mal packen sollte! Sie lachen? Sie meinen, das kann Ihnen garnicht passiren? Na, seien Sie nur erst so ein Jahrzehnt in diesem gesegneten Lande!“

„Aber wenn Sie das Klima nicht vertragen können, weshalb bleiben Sie hier, und gehen nicht wieder nach Deutschland?“

In den von dem Fieberanfall noch dunkel umränderten Augen blitzte es seltsam.

„Nie!“ entfuhr es heftig seinen Lippen.

Als ich ihn erstaunt ansah, sprach er mit erzwungener Gleichgültigkeit von etwas anderem.

Laß Gustavo Martino — im Taufregister seiner Heimath stand er sicher als Gustav Martin — nicht gern an diese Heimath erinnert wurde, merkte ich auch bei späteren Gelegenheiten, und ich mußte dieser Abneigung, die jedes gemeinschaftliche schmerzliche Rückerinnern ausschloß, mit Bedauern Rechnung tragen.

Ich hatte mir zuerst die Frage vorgelegt, was meinem deutschen Gefährten die Heimath so gründlich verleidet haben mochte. Sein Charakter, seine Gesinnung schienen die eines untadelhaften Ehrenmannes zu sein. In seinem Wesen war nichts, was auf ein schlechtes Gewissen hindeutete, alles zeugte nur von einer maßlosen Verbitterung, deren Ursache ja eine sehr verschiedene sein konnte.

Was ging's auch mich schließlich an? Wir waren auf der anderen Hälfte der Erde, unter einem fremden, halb kultivirten Volke und nicht in einer deutschen Kleinstadt, wo einer dem anderen unter die Weste guckt, und wo man gemeiniglich in fremden Angelegenheiten besser bewandert ist, als in den eigenen.

Als ich Gustavo Martino so nahm, wie er war, wie er sich mir gab, gewannen unsere Beziehungen sichlich an Festigkeit und Herzlichkeit.

An einem kühlen Abend, nach einem glühend heißen Tage, saßen wir uns bei einem Glase Wein gegenüber.

Unser Gespräch war verstummt. Wir griffen nach den neuesten Zeitungen: Martino nach seiner spanischen „Prensa“, ich nach unserem deutschen Blatte.

Es war heute keine besonders interessante Lektüre — Partestreitigkeiten, Klatsch — gelangweilt schweiften meine Blicke über den Anzeigentheil hinweg.

Da las ich einen Namen, der meine Aufmerksamkeit erregte: Gustav Martin.

Das Inserat, das ich mit wachsendem Staunen durchflog, lautete: „Im Januar des Jahres 1876 verließ der Polytechniker Gustav Martin seine Vaterstadt Wismar und hat sich vermuthlich nach dem La Plata begeben. Seine alte Mutter bittet ihn dringend, wenn er noch am Leben ist, ihr Kunde davon zu geben. Es ist ein letzter Wunsch!“

Ich konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken.

Martino sah auf.

„Na — was Interessantes?“

Ich reichte ihm schweigend das Zeitungsblatt, und er las den Ausruf, las ihn mehrere Male. Ein Zittern ging über seinen Körper, dann starrte er vor sich nieder.

„Es ist ein letzter Wunsch“, murmelte er im Selbstgespräch und dann zu mir gewendet:

„Sie haben das da ganz richtig mit mir in Verbindung gebracht. Der Gustav Martin bin ich. Er sollte allerdings todt sein, nur der Martino sollte noch leben. Aber es soll wohl nicht sein. Der erste Ausruf ist dieser hier nicht. Schon vor

zehn Jahren wollte man etwas von mir wissen. Ich gab keine Antwort. Damals war's mein Vater, der mich suchte. Daß er es diesmal nicht ist, das —“ er strich sich nervös über die Stirn — „läßt mich annehmen, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilt.“

Der Landsmann leerte hastig sein Glas, um dann fortzufahren:

„Ich komme Ihnen wohl ganz verändert vor? Aber was soll das Heucheln? So was greift einen wider Willen ans Mark. Die Mutter! Sie hat mir ja nichts Schlimmes gethan, aber sie war gewohnt, dem Vater in allen Stücken beizupflichten. Und als er mich damals aus dem Hause jagte — da hätte sie wohl mehr meine Partei nehmen können. Später hat's gewiß beide gereut, und ich würde schon auf den ersten Aufruf geantwortet haben, wäre mir nicht um dieselbe Zeit zu Obren gekommen, daß mein Mädels mich auch aufgegeben und einen anderen geheirathet hatte. Eine harte Strafe für eine Jugendehele!“

Vater, Mutter, Braut, die Heimath verloren! Buenol ich wollte zeigen, daß ich sie allesamt entbehren konnte. Ich war inzwischen ja ein Mann geworden. Aber Sie wissen noch immer nicht, was ich eigentlich verbrochen hatte. Einen jungen Dozenten gefordert, und als er mir nicht vor die Klinge wollte, vor verammeltem Volk gehrfeigt. Eine Heldenthat, nicht wahr? Heute könnte ich mich todtlachen, wenn ich mich erinner, daß ich mir damals ordentlich was auf meine Forsche eingebildet habe, todtlachen, wenn's nicht gar so bitter für mich gendet hätte. Der Vater raste, als ich begierig wurde, wir gerietzen furchtbar aneinander, und der Bruch war fertig.

„Sie hätten wenigstens die dargebotene Hand wieder ergreifen sollen,“ bemerkte ich. „Und nun Ihre Mutter Sie bittet —“

Martin sprang auf.

„Nichts davon! Das ist unmöglich!“

Er ging nicht mehr, er lief fort, und ich bekam ihn mehrere Tage nicht zu Gesicht.

Da empfing ich unerwartet seinen Besuch.

„Ich wollte Ihnen Lebewohl sagen.“

„Das heißt?“

„Daß ich nach Europa reise. Halten Sie mich für keinen Schwächling. Es geht nicht anders. Die paar Worte: „Es ist ein letzter Wunsch“, sind mir eine wahre Folter geworden. Ich muß die Mutter noch einmal sehen! In den nächsten Tagen fährt ein Dampfer —“

Und Martin fuhr in die Heimath, und nach langen Wochen sandte er mir einen Brief:

„Die Mutter traf ich noch am Leben. Nun erholt sie sich wieder. Der Arzt sagt, aus Freude über mein Kommen. Die alte Frau hat sich gefreut, als sie mich in ihre Arme schloß, wie sich eben nur eine Mutter über ihr Kind freuen kann, über ein Kind, das sie verloren glaubt. Mir ist ganz eigen hier in der Heimath! Manchmal bin ich elegisch, wie ein Verse machender Primaner! Meine einstige Braut habe ich auch wieder gesehen. Sie hat nur ein kurzes Eheglück gehabt und ist seit Jahren Wittwe. Wir haben uns ruhig ausgesprochen, und ich habe eingesehen, daß ich sie früher zu schroff beurtheilt habe. Die Verhältnisse tragen einen großen Theil der Schuld. Es ist zu Dreien in unserem Haushalt äußerst behaglich, und ich kann wohl sagen, daß es mich nicht wieder übers Meer treibt. Sollte ich aber doch einmal wiederkommen, so denke ich, wird die Reise weit schöner sein, wenn ich sie nicht allein zu machen brauche. Es ist das nur so ein müßiger Gedanke von mir — aber wer kann wissen, was die nächste Zeit schon mir bringen wird. Den Zauber der Heimath habe ich erst jetzt in seiner ganzen Macht erkannt.“

## Allerlet.

**Tod durch Elektrizität.** Man nimmt allgemein an, daß der elektrische Strom erst bei 500 Volt Spannung tödtlich wirkt. Wissenschaftliche Untersuchungen haben indessen festgestellt, daß nach reichlichem Genuß von Spirituosen die Widerstandskraft gegen Elektrizität bedeutend herabgesetzt ist. Dafür spricht z. B. jenes kürzlich aus Magdeburg gemeldete Vorkommniß, bei welchem zwei etwas getrunkene Arbeiter durch Berührung der elektrischen Leitungen getödtet wurden, obgleich der Strom in dem Falle nur 230 Volt, in dem anderen sogar nur 130 Volt Spannung hatte. Man wird daher gut thun, Alkoholiker von der Bedienung elektrischer Anlagen streng auszuschließen, wenn Wechselströme zur Anwendung kommen. Nach den zahlreich angestellten Thierversuchen hat sich ergeben, daß der

Lod nicht, wie vielfach angenommen wird, durch Lungenlähmung, sondern durch Herzstillstand eintritt; die Athembewegungen dauern nämlich noch einige Minuten, wenn auch ich nach, fort. Das wirksamste Rettungsmittel ist darum die Einführung der künstlichen Athmung; denn wenn die Lunge in Thätigkeit erhalten wird, kann das Herz von dem elektrischen Schläge sich wieder erholen und von Neuem schlagen. Die künstliche Athmung muß natürlich sofort eingeleitet und lange genug fortgesetzt werden.

**Hundert Jahre alte Haare.** Bei dem Umbau der fürstlichen Gruftkirche in Sigmaringen wurde eine Anzahl Skelette und an einem derselben eine gut erhaltene blonde Frauenperücke gefunden. Es konnte festgestellt werden, daß die Leichen seit mindestens hundert Jahren in der Gruft lagen und somit die Haare das gleiche respectable Alter, wahrscheinlich noch ein viel erheblicheres, aufzuweisen hatten. Es beweist das, wie lange gerade die Haare der fortschreitenden Verwesung Widerstand leisten. Die Länge des gefundenen Postes betrug 55 Centimeter; ein 8 Centimeter langes Stück ertrug eine Belastung von 50 Gram, ohne zu zerreißeln. Auffallend war eine verschiedene Färbung des Haares; während das Vorderhaar eine hellblonde Farbe zeigte, waren die nach außen gewundenen Theile der Strähne des Postes fuchsroth, wies also die durch den Einfluß der Bodensubstanzen zu Stande gekommene Verwesungsfarbe auf. In der Mitte des Geflechtes war die ursprüngliche hellblonde Farbe erhalten.

**Warum Damenuhren meist falsch gehen.** Es ist bekannt, daß Damenuhren leicht außer Gang geraten. Jeder Uhrmacher wird das wissen, ohne daß er die Unregelmäßigkeit den zierlichen Uhrwerken selbst zur Last legen würde. Im Gegentheil erweisen sich Damenuhren, sobald Herren sie tragen, oft genug als zuverlässigste Zeitmesser. Das schlechte Gehen der Damenuhren soll daran liegen, daß Frauen ihre Uhren nicht so sorgfältig behandeln, wie Männer es thun. Diese ziehen ihre Uhren regelmäßig auf, Frauen fast nur gelegentlich. Die Männer tragen ihre Uhren beständig und regeln ihre Alltagsthätigkeit nach dem Gange derselben, wogegen die Frauen sich ihrer nur zu Zeiten bedienen und nach dem regelmäßigen Gange ihrer Zeitmesser wenig zu fragen haben. „Und schließlich“, so meint ein Uhrmacher, „muß man einmal zusehen, wie und wo eine Frau ihre Uhr trägt. Befindet sich dieselbe am Armband — eine sinnige Einrichtung, der man häufig begegnet — so ist es klar, welchen unvorhergesehenen Stößen sie ausgesetzt ist. Trägt die Frau die Uhr wo anders, sei es auch in einem eigens dazu konstruirten Uhrtäschchen, so hat sie erstens eine Menge Schwierigkeiten, sie hinein — und abermals eine Menge Schwierigkeiten sie herauszubekommen. Unter diesen Umständen dürfte sich keine Dame wundern, daß ihre Uhr ihren Dienst nicht pünktlich verrichtet, sondern zahlreichen Störungen ausgesetzt ist.“

**Englische Modetorheiten.** Es ist wohl eine allgemein bekannte Thatsache, so schreibt das „Neue Wiener Tageblatt“, daß der Prinz von Wales für die englische Herrenmode tonangebend ist und daß er das Privileg hat, Mode-Creationen für die Herrenwelt zu erfinden, die sofort in der ganzen Welt Aufnahme finden. So ward der englische Thronfolger vor einigen Jahren der Schöpfer der drabfarbenen Gilets. Nunmehr hat der Prinz eine neue Weste geschaffen, die zum Frack getragen wird und, wie Modehistoriker behaupten, eine Nachahmung des von dem berühmten Dandy Brummel getragenen Modells ist. Die Weste, die „the B. B. Waistcoat“ — nach „Beau Brummel“ — genannt wird, ist einreihig und endet in zwei ziemlich weit nach unten gehende Spitzen. Oben ist sie tief in der Form eines weiten U ausgehoben und läßt demnach ein großes Stück der Hemdbrust sehen. Sie ist mit einem schmalen Kragen besetzt und hat zwei breite Taschen, geknüpft wird sie auf drei polirte, flache Silberknöpfe von  $\frac{3}{8}$  englische Zoll Durchmesser. Sie wird aus weißem Piqué, Drilch oder weißem Segeltuch gemacht; weiße Seide hat sich als zu wenig steif erwiesen. Mitte Mai lanzierte der Prinz von Wales die neue Weste, zu welcher er, wie behauptet wird, aus Bequemlichkeitsrückichten gegriffen hat, weil für seine starke Figur die zweireihige Piquéweste zu eng geworden war. Drei Tage später schon trug Lord Chesterfield, der unter den jüngeren Männern der Londoner Gesellschaft als der bestgekleidete gilt, eine Weste, die sich von der des Prinzen nur durch die längeren Spitzen, die noch unter dem Frackrand hervorschauen, unterscheidet. Stewart Brice, der Sohn des amerikanischen Senators, der sich Ende Mai aus England nach Amerika einschiffte, um am kubanischen Kriege (!) theilzunehmen, hat noch rasch vor der Abreise drei solcher Westen mitgenommen. Aber ein anderer junger Amerikaner, der kurz vor Brice abgelegte, hat geschworen, daß nicht Brice, sondern er die Weste in New-York einführen werde. Ein echter Elegant trägt diese Weste nur ein einziges Mal und giebt sie dann zur Wäsche. So muß denn ein fashionabler englischer Dandy eine hübsche Anzahl solcher Westen haben, von denen das Stück bei einem vornehmen Schneider zwei Pfund kostet. Uebrigens ist es auch dem Sohne des Prinzen von Wales, dem Herzog von York, gelungen, seine erste Mode-Kreation in die Welt zu setzen. Es ist ein farirtes Saccogewand mit vier aufgenähten Taschen, einreihig und unten vollständig vieredig geknöpft. Die Weste ohne Kragen hat sechs Knöpfe, das Sacco nur drei, außer vier kleinen, mit denen man die Taschen zuknöpft. Dazu muß man farbige Hemden mit hohem weißen Kragen tragen. Man bezeichnet dieses Saccogewand als „The Duke of York Lounge“. Und noch ein drittes modernstes Kleidungsstück hat

den glücklichen Engländern die Frühjahrsaison gebracht, einen neuen Ueberzieher, „Raglan“ genannt. Die Hauptaufgabe dieses Ueberziehers scheint zu sein — nicht zu passen. Man weiß ja, daß der englische Ueberrock jeder Façon und jeder Saison ziemlich weit geschnitten ist; aber „Raglan“ ist in dieser Beziehung schon „überenglisch“, ein förmlicher — oder eigentlich unförmlicher — Saak, aus zergedühtem Stoff oder hellem, weichen Luch, der nur um die Schultern halbwegs paßt und von hier bis tief unter die Knie möglichst weit ohne jede Façon hinunterflattert. Der „Raglan“ ist „einreihig“, mit gedeckten Knöpfen und hat nur zwei große Taschen, die nicht quer, sondern vertikal, wie die Hosentaschen, geschnitten sind. Kragen und Manschetten sind aus lichtbraunem Sammt. Der glückliche Erfinder dieses Ueberziehers ist Lonsdale — auch einer der Modetönnige von London.

#### Blüthenlese aus den „Lustigen Blättern“.

##### Kindliche Vorstellung.

Im Zoologischen Garten tritt ein Junge zu nahe an einen Papagei heran.

„Nimm Dich in Acht,“ ruft der Wärter, „er wird Dich beißen!“

„Hat er Dich schon gebissen?“ fragt der Junge.

„Nein, mich beißt er nicht!“

„Warum denn nicht?“

„Weil er weiß, wer ich bin.“

„Dann sag' ihm doch, daß ich Paul heiße.“

##### Neuer Musikalienkatalog.

„Stell' auf den Tisch die duftenden Rosen“ für 25 Pfg.

„Ich liebe Dich“ zu herabgesetztem Preis für 40 Pfg.

„Noch sind die Lagen der Rosen“ für 10 Pfg.

„Ewige Liebe“ mit Klavierbegleitung für 2 Mk.

„Ja beim Souper“ für 1,50 statt für 3 Mk.

„Ohne Liebe ist das Leben“ im leichtesten Stile arrangirt für 90 Pfg.

„Ich schnitt es gern in alle Rinden ein“ für 1 Mk.

„Das hat kein Goethe geschrieben“ für 50 Pfg.

„Mein Engel bist Du“ in Prachtband mit Golddruck für 3 Mk.

„Die Uhr“, „Die Krone des Lebens“ und „Der schönste Edelstein“ zusammen für 1,20 Mk.

„Ja, Du bist mein“ Salonstück für 20 Pfg.

„Wohlauf noch getrunken“ in zehnter Auflage für 20 Pfg.

„O Jugend, wie bist Du so schön“ in Schweinsleder gebunden für 3 Mk.

„O Lehr' zurück“ vierhändig für 90 Pfg.

##### Druckfehler.

(Aus einem Bericht über die Weimarer Goethefeier.)

Interessant, ja theilweise sogar pikant war Professor U. U.'s Vortrag über das Thema: Herder und sein Verhältnis zu Goethe.

##### Der letzte Abend.

Sie: Also morgen früh mit dem ersten Dampfer fahren wir ab, Herr Professor. Glauben Sie, daß wir ruhige Fahrt haben werden?

Er: Sicher nicht.

Sie: Nicht? Die See liegt doch aber da wie ein Spiegel.

Er: Thut nichts, gnädiges Fräulein, glauben Sie mir, wenn Sie abreisen, muß die See bewegt sein.

##### Kein-Platz.

Johann: Herr Baron, eben habe ich beim Sophaklopfen ein Zwanzigmarkstück gefunden!

Baron: Keil, wirst Du gleich weiter klopfen!

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die bekannte Unterhaltungs-Bibliothek „Unterwegs und Daheim“ (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottländer) ist neuerdings um drei neue vortreffliche Bändchen bereichert worden. Das eine enthält eine eigenartige moderne Novelle von Wilhelm Jensen: „Ein Heilmittel“, die mit großer Feinheit Entstehung, Verlauf und die schließlich durch ein originelles und klüßnes Mittel bewirkte Heilung eines Eifersuchtsfiebers darstellt. Ein tragisch ausgehendes Liebes- und Eifersuchtsdrama, das durch den historischen Hintergrund: das Ende Schill's in Stralsund, eine erhöhte Bedeutung gewinnt, bietet Rudolf von Gottschalk in der Erzählung „Das Mädchen vom Brohner Weid“. Der dritte Band enthält drei Novellen von H. Dehmke: „Die rothe Sterne“, ein düster erschütterndes Lebensbild aus den niederen Volksklassen, „Zwischen Frühling und Hochsommer“, eine rührende Liebesgeschichte, in der das Glück einer reifen Frau mit dem Leben der geliebten Tochter bezahlt wird, und „Die Schreibhilfe“, ein in helleren Farben gehaltenes und heiter endendes Lebensbild, das auch auf die Frauenfrage ein Streiflicht wirft.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.